

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Donald MacKenzie
Deadline

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Die Route Nationale 20 verläuft an dieser Stelle schnurgerade. Es war an einem grauen Novembernachmittag, und die Pappeln am Straßenrand waren kahl. Der größte Teil des Verkehrs lief in Richtung Paris, und die Autos ächzten unter dem Gewicht des Gepäcks, der Kinder und des üblichen Drum und Dran des französischen Wochenendausflugs. Es war Sonntag. Man brauchte sich nicht mit Lastwagen herumzuärgern. Trotzdem blieb ich mit meinem gemieteten Renault auf der äußersten rechten Fahrbahn. Der Wetterbericht hatte für die nächsten Stunden Schnee angesagt, und der Kampf auf Biegen und Brechen, noch vor Einbruch der Dunkelheit nach Haus zu kommen, war bereits in vollem Gang.

Meine Gedanken waren bei dem Mann, den ich eben interviewt hatte. Schon mit achtundzwanzig Jahren hatte Jean-Paul Texier fünf Filme in Frankreich gedreht. Jeder einzelne hätte genügt, seinen Namen bekannt zu machen. Er begab sich auf die Pilgerreise nach Hollywood und ließ sich zum Ritter schlagen. In den nächsten Jahren zeichnete er für eine Reihe von Filmen verantwortlich, die bei den Verleihern wie Bomben einschlugen. Mit zweiundvierzig kehrte Texier nach Frankreich zurück, ohne daß sein Charme und seine Intelligenz irgendwelche Einbußen erlitten hatten.

Ich verdiene mein Geld mit Artikeln über Leute wie Texier für die *London Post*. Es ist eine Tageszeitung mit einer Prominentenseite in der wöchentlichen Magazinbeilage. Die Auswahl der Leute treffe ich selbst, und das Feld ist weit. Ich habe Staatsmänner, Wissenschaftler, Schriftsteller, Bankräuber und Jockeys interviewt. Ich stelle nur zwei Bedingungen: Der Interviewte muß Europäer sein und auf seinem Gebiet Hervor-

ragendes geleistet haben. Ein Jahr nach ihrem Start war die Prominentenseite zu einem erstaunlichen Erfolg geworden. Von Island bis Japan bemühten sich die Zeitschriften um die Nachdruckrechte an unserem Material, und der Strom begeisterter Zuschriften riß nicht ab. Baxter, mein Chef, war so beeindruckt, daß er mir ein größeres Büro und eine Rechercheurin mit Namen Misty Farrell zur Verfügung stellte. »Rechercheurin« ist eine ganz und gar unzureichende Bezeichnung für die kleine brünette Person, die in drei Sprachen schneller denken kann als die meisten Leute in einer. Ohne Misty wäre das ganze Unternehmen längst in die Brüche gegangen.

Das Auto hatte kein Radio, die Sache mit Texier war abgeschlossen, ich hatte also alle Muße, den vorbeirasenden Verkehr zu beobachten. Der Artikel über Texier verschaffte mir einen Vorsprung von zwei Wochen gegenüber meinem Zeitplan, und ich hatte es keineswegs eilig, nach London zurückzukehren. Ich wohne seit einigen Jahren zur Miete in einer Zweizimmerwohnung in Chelsea, aber das ist mehr eine Absteige als ein Heim. Die meiste Zeit verbringe ich bei Misty. Aber im Augenblick war ich in Paris, und Ilinka erwartete mich zum Abendessen.

Es ging auf vier Uhr zu, als ich durch Chapelle-Noisy fuhr, das mit seinen verschlossenen stillen Häusern den abgetakelten Eindruck eines französischen Dorfes an einem Winternachmittag machte. Ich hatte den Dorfplatz halb überquert, als ich hinter einer Pappelgruppe ein Polizeifahrzeug bemerkte. Sofort senkte sich mein Fuß aufs Bremspedal. Wer der französischen Verkehrspolizei in die Finger fällt, kommt weder mit List noch mit Bestechung wieder los. Hinter der Ortschaft – ich fuhr immer noch bescheidene fünfzig – sah ich plötzlich einen roten Mini vor mir am Straßenrand. Wieder trat ich auf die Bremse. Wie oft schon hat man mich vor Anhalten gewarnt, besonders wenn eine attraktive Frau im Blickfeld steht, aber ich habe diese Warnung noch selten beherzigt. Ich hielt an und ging zu dem Pannwagen zurück. Die Haube stand offen, das Mädchen über den Motor gebeugt. Als ich herankam, richtete sie sich auf und strich ihre blonden Haarsträhnen aus dem Gesicht. Sie war etwa einen Meter siebzig groß und trug einen gelbbraunen Kamelhaarmantel. Ich habe meine Französischkenntnisse mühsam erworben, drei Abende in der

Woche auf der Berlitz-Schule, aber das Ergebnis ist brauchbar, wenn man bei der Grammatik ein Auge zudrückt. Ich strahlte sie vertrauenerweckend an.

»*Bonjour, Mademoiselle. Il y a des problèmes?*«

Texier hat seinen Landsitz irgendwo im Bois de Verrières. Er hält dort auch ein paar Pferde. Ich war in Cordhosen und dickem Pullover zu ihm gefahren. Beim Rundgang durch die Stallungen hatte sich Stroh an meiner Hose und Stallmist an meinen Schuhen festgesetzt. Das Mädchen nahm mich in näheren Augenschein.

»Sie sprechen Englisch?« Sie sprach mit einem leichten Südstaatenakzent, ihre Augen waren blau, fast violett.

»Na, und ob!« sagte ich. »Wo brennt's denn?«

Sie zögerte einen Moment. Ich führte ihre Nervosität darauf zurück, daß man sie wahrscheinlich auch gewarnt hatte, nämlich vor hilfreichen fremden Männern. Allerdings war sie nicht allein. Auf dem Rücksitz des Kleinwagens saß ein Mann, mit schmalem Gesicht, das Haar erheblich kürzer als meins und mit einer dicken Brille. Das Mädchen schob sich in meinen Blickwinkel.

»Ich weiß auch nicht, was passiert ist. Der Motor setzte plötzlich aus. Wir haben uns gerade noch an den Straßenrand schleppen können, bevor er endgültig abwürgte.«

Ich ging zur Tür auf der Fahrerseite. Der Benzintank war noch fast voll. Der Mann im Fond betrachtete mich wortlos und argwöhnisch. Ich ging wieder nach vorn und riß eine der Zündleitungen heraus.

»Lassen Sie den Motor an!« rief ich. Der Mann machte keine Anstalten.

»Er versteht kein Englisch«, sagte das Mädchen. »Ich mache das schon.«

Sie trug keinen Ehering. Also war sie wahrscheinlich seine Freundin. Sie setzte sich hinters Lenkrad und betätigte den Anlasser. Ein Funke sprang aus dem Zylinderkopf. Ich steckte die Leitung auf und versuchte es mit den anderen Zündkerzen. Sie funktionierten alle.

»Probieren Sie's noch mal!« sagte ich. »Halten Sie den Fuß auf dem Pedal. Möglicherweise ist der Motor abgesoffen.«

Das Geräusch der Batterie verriet, daß es mit ihr zu Ende ging. Ich ließ die Motorhaube zufallen und wischte mir die

Hände ab. »Ich bin mit meinem Latein am Ende. Sie brauchen einen Mechaniker. Ein paar Kilometer weiter ist eine Tankstelle. Soll ich Ihnen jemand schicken?«

Sie stieg aus und trat auf mich zu. Mit einer raschen Bewegung strich sie ihr Haar zurück, und ihre Augen wanderten von dem nicht abbreißenden Verkehrsstrom zu der einsetzenden Dämmerung über den Feldern hinter der Straße.

»Das würde zu lange dauern. Wir müssen unbedingt nach Paris.«

Es war keine direkte Bitte, aber ich verstand. »Kein Problem.« Ich zeigte auf meinen Renault. »Sagen Sie Ihrem Freund, er möchte umsteigen.«

Der Mann war größer, als ich erwartet hatte. Er trug eine rot-graue Wolljoppe und ein Hemd ohne Krawatte. Er warf einen blauen Leinenbeutel auf den Rücksitz und stieg ein. Das Mädchen nahm neben mir Platz. Es hatte seinen Mini ungeschlossen und unbeleuchtet stehenlassen, aber das war seine Sache. Ich wartete mit eingeschaltetem Blinker auf eine Gelegenheit, mich in den Verkehr einzufädeln.

»Ich fahre zur Place des Vosges, nützt Ihnen das was?«

Sie schüttelte hastig den Kopf. »Nein. Vielen Dank. Wenn Sie uns einfach an der nächsten Metro-Station rauslassen . . .« Ihre Finger hielten keinen Moment still, stellte ich fest. Als einzigen Schmuck trug sie eine altmodische silberne Armbanduhr mit einem dünnen Lederband. Ich konnte mir keinen Vers auf die beiden machen. Sie waren beide gereizt, sprachen kein Wort miteinander. Ein Streit unter Liebenden? Vielleicht. Jedenfalls schwiegen sie sich gründlich aus.

Wir hatten Montrouge passiert und waren an der Porte d'Orléans, als das Mädchen wieder zum Leben erwachte.

»Wenn Sie uns hier, bitte, absetzen würden . . .«

Ich sah vor uns, über einer Treppe, das orangefarbene Schild: METROPOLITAIN und hielt direkt davor. Es war eine öde Gegend. Neonreklamen blinkten über weiten, leergefegten Bürgersteigen.

»Im Ernst?« fragte ich.

Sie schien einen Moment zu zögern. Doch dann schlug sie ihren Mantelkragen hoch und öffnete die Tür auf ihrer Seite. Ihr Begleiter war beinahe ebenso schnell aus dem Wagen wie sie. Beide rannten mit eingezogenem Kopf auf die Treppe zu,

ohne sich noch einmal umzudrehen. Keiner von beiden hatte sich auch nur mit einem Wort oder wenigstens einem Lächeln bei mir bedankt. Ich ließ den Motor an und versuchte, sie aus meinen Gedanken zu verdrängen. Während ich an der nächsten Ampel auf grünes Licht wartete, fiel mir in einer Schaufensterscheibe eine Bewegung auf. Ich drehte mich um und sah das Mädchen oben an der Treppe wild mit den Armen winken. Ich winkte zurück, froh, daß sie sich doch noch auf ihre guten Manieren besonnen hatte. Dann tauchte auch ihr Freund wieder auf. Ein kurzer Wortwechsel, und sie waren beide wieder verschwunden. Die Ampel sprang auf Grün. Der Renault war halbwegs über die Kreuzung, als mir etwas Ungewohntes auf dem Rücksitz ins Auge sprang. Jetzt wußte ich, warum sie gewinkt hatten. Sie hatten den blauen Leinenbeutel im Wagen vergessen. Ein Polizist war nicht in Sicht, und so wendete ich auf die andere Fahrbahnseite, parkte und lief die Metrotreppe mit dem Beutel unter dem Arm hinunter. Der Bahnsteig war menschenleer bis auf eine alte Matrone in der gräßlich parodierten Uniform einer Schalterbeamtin.

»*Deux personnes*«, keuchte ich. Ich hatte zwölf Pfund Übergewicht und war vom Rennen außer Atem. »Ein Mann und eine Frau!«

»*Billet!*« kläffte sie, und ihre Kinnlade klappte auf und zu wie bei einem Hai.

Mir blieb nichts übrig, als mit dem Beutel zum Auto zurückzugehen und ihn zu öffnen, in der Hoffnung, einen Namen oder eine Adresse zu finden. Er enthielt nur einen gestreiften Flanellpyjama und ein Paar Filzpantoffeln. Ein reichlich seltsames Gepäck für ein verliebtes Wochenende.

2

Es war fast sechs Uhr, als ich endlich an der Place des Vosges ankam. Für meinen Geschmack ist es der schönste Platz in ganz Paris. Die Lichter waren an und warfen einen sanften Schimmer auf die Backsteinfassaden des siebzehnten Jahrhunderts, die Arkaden, die Bäume auf dem Mittelplatz und die Springbrunnen an den Platzecken. *Gunns Hotel* liegt neben dem *Victor-Hugo-Museum*. Es gibt in ganz Paris, wahrschein-

lich sogar in ganz Frankreich, kein anderes Hotel, das mit diesem zu vergleichen wäre. Ein Fremder hat dort ebenso viele Aussichten, ein Bett zu bekommen, wie im Buckingham Palast. Das Hotel hat zehn Zimmer, eine Bar und kein Restaurant. Außer dem Frühstück werden keine Mahlzeiten serviert. Die meisten Zimmer sind von Damen auf Dauer gemietet, die nach Geld aussehen und stillschweigend ihrem Gewerbe nachgehen. Was letzteres betrifft, so wahren alle in *Gunns Hotel*, bis hinauf zum Besitzer, strengste Diskretion. An den meisten Abenden in der Woche wird die Bar von Staatsbeamten, Sittenpolizisten und hohen Tieren aus der Unterwelt bevölkert. Trotz dieser unterschiedlichen Zusammensetzung der Kundschaft gibt es nie Schwierigkeiten. Denn die Leute sind sämtlich Mitglieder der *Union Corse*, der Geheimgesellschaft, die in ganz Frankreich die Kontrolle über Rauschgift und Laster ausübt. *Gunns Hotel* ist nicht billig, aber dafür bekommt man auch ein Hemd in zwanzig Minuten gewaschen und, wenn es sein muß, Kredit über ein Jahr. Ich selbst bin dort schon über eine fieberhafte Rippenfellentzündung hinweg gepflegt worden, und wenn man den Gerüchten Glauben schenken darf, so würde der selbe Arzt sich auch mit einer Schußwunde befassen, ohne Fragen zu stellen. Der Besitzer des Hauses ist George Gunn.

Was mein Verhältnis zu ihm betrifft, so muß ich sagen, daß wir beide im selben Waisenhaus in Ontario, Kanada, aufgewachsen sind. George ist fünf Jahre älter als ich. Das Waisenhaus stellte zu unserer Zeit den umliegenden Farmern billige Arbeitskräfte zur Verfügung. Jeder Junge über fünfzehn mußte in den Feldern oder Scheunen arbeiten und seine Schularbeit am Abend machen. Ausbezahlt wurden zweieinhalb Dollar die Woche, der Rest wurde von der Leitung des Waisenhauses für den Unterhalt des Zöglings einbehalten. Etwa um die Zeit, als George für die *Elton-Obstfarm* Äpfel pflückte, mußte ich mich mit den Feinheiten der englischen Grammatik herumschlagen. Drei Monate später verschwand George mit der siebzehnjährigen Tochter des Farmers und dem Inhalt des Bürosafes. Die Polizei griff sie am nahen Busbahnhof auf, Tochter und Geld unberührt. Ich erinnere mich noch deutlich, wie man uns Waisenkindern damals die Neuigkeit mitteilte.

Die Jahre vergingen. Ich schwang mich vom Stalljungen auf

Frank Stannards Farm zum Redaktionsgehilfen einer Zeitung in Montreal auf. Zufällig war Stannards Bruder der Verleger dieser Zeitung, und er ermöglichte mir die erste wirkliche Chance meines Lebens. 1960 erhielt ich von der *London Post* einen Dreijahresvertrag und den Auftrag, die Prominentenseite in Angriff zu nehmen. Anderthalb Jahre später war ich wegen eines Artikels über Ilinka Ostrava in Paris. Es war ein heißer Junitag, und ich hatte mein Manuskript mit ins Schwimmbad *Molitor* genommen, um es zu überarbeiten. Ich mußte wohl eingenickt sein, taub für alles außer dem Wasserplanschen und den Mädchenstimmen, als ich jemanden meinen Namen sagen hörte. Stimme und Tonfall kamen mir irgendwie bekannt vor. Ich schlug die Augen auf und sah George Gunn vor mir stehen. Er trug einen ansehnlichen Bauch über seinen Bermudashorts und war lächerlich fett, aber unverkennbar der alte.

Menschen, mit denen man zusammen großgeworden ist – und sei es in einem Waisenhaus –, vergißt man nicht. Es war ein herrliches Gefühl, in der Sonne zu sitzen, kühles Bier zu trinken, gutaussehende Mädchen zu beobachten und sich an das Elend vergangener Tage zu erinnern. Wir aßen an diesem Abend zusammen und tauschten stark bearbeitete Berichte über die Vergangenheit aus. Georges Geschichte schien mir besonders lückenhaft zu sein, aber das war schließlich seine Sache. Die Tatsache, daß er ein Hotel in Paris besaß, genügte mir als Beweis für seine Ehrbarkeit und seinen Erfolg. Von da an stieg ich jedesmal, wenn ich in der Stadt war, bei ihm ab. George gewährte mir Vorzugspreise.

Ich schloß den Renault ab und nahm den blauen Leinenbeutel mit ins Hotel. Georges Nase war auf genau den richtigen Architekten gestoßen. Die Umwandlung vom dreihundert Jahre alten Herrenhaus zum Hotel war mit großem Geschmack vollzogen worden. Der Hof wurde zur Halle, die Kutscherwohnung zur Bar. Ein schmaler Fahrstuhlschacht wurde in die ehemalige Haupttreppe eingearbeitet und außerdem Platz geschaffen für insgesamt acht Badezimmer. George bewohnt mit seinen Tropenfischen und seiner Hifi-Anlage das Penthouse. Im Winter war das Hotel immer warm.

Die Tür zur Bar mit ihrem einladenden rosafarbenen Dekor stand offen. Der diensthabende Mann am Empfang war ein

breitbrüstiger Ukrainer, der von Anfang an für George gearbeitet hat. Ich stellte den Beutel ab. Der Portier war nicht zu sehen.

»Wo ist denn Philippe? Ist ihm was passiert?« fragte ich. Mikhail langte nach meinem Zimmerschlüssel. Es war Sonntag, und seine Kleider rochen nach Weihrauch. Er singt im Chor der griechisch-orthodoxen Kirche.

»Am siebten Tag der Woche arbeiten nur die Armen«, sagte er mit seiner tiefen Stimme. »Die Proletarier aller Länder.«

»So ist es. Ich selbst habe gerade volle vier Stunden Arbeit hinter mir.«

Er reichte mir einen Zettel und nickte in Richtung der Bar.

»Monsieur Gunn wünscht Sie zu sprechen.«

Außer George und dem Barman war niemand in der Bar. Maria zog sich bei meinem Eintreten diskret zurück. George stand an der Theke. Normale Barhocker sind für ihn gänzlich ungeeignet. Er ist einsneunzig groß und wiegt an die zweihundertundachtzig Pfund. Sein Hinterteil quillt über jeden Schemel hinweg wie Kuchenteig über den Rand der Backform. Sein dunkelbrauner Anzug war – wie alles, was er am Leibe trägt – Maßarbeit. Die spärlichen Reste seines rostfarbenen Haars kämmt er in einer Art Sardelle nach vorn. Seine kleinen, ruhelosen Augen begrüßten mich.

»Wo, zum Teufel, steckst du nur den ganzen Tag?« rief er.

»Texier«, sagte ich. »Du wolltest mich sprechen?«

»Und ob, verdammt noch mal!« Er rieb seinen Rücken an der Kante der Theke. Er hat manchmal etwas Schwerfälliges an sich, das die Leute verleitet, ihn für einen langsamen Denker zu halten. Nichts könnte weiter von der Wahrheit entfernt sein. Wenn George denkt, dann denkt er schnell und zielstrebig. »Hat man dir die Nachricht beim Empfang gegeben? Da versucht eine Frau schon den ganzen Nachmittag, dich anzurufen.« Er senkte die Augen auf den Zettel in meiner Hand in der Erwartung, daß ich ihn öffnen würde. Ich tat nichts dergleichen.

»Soll vorkommen«, sagte ich in leicht spöttischem Ton.

Er zog den Kopf ein wie eine verschreckte Schildkröte. »Du weißt hoffentlich noch, was ich dir gestern abend gesagt habe.«

Richtig, da war eine üppige Blondine in der Bar gewesen. Ich

hatte sie etwas voreilig für unbegleitet gehalten und schon meine übliche Masche bei ihr abgespult, als ich Georges Gesicht im Spiegel bemerkte. Er saß mit zwei schweren Jungs aus Korsika am Tisch. Alle drei beobachteten mich. Ich ließ die Masche fallen, entschuldigte mich und ging auf mein Zimmer. Später setzte mir George die Fakten auseinander. Die Dame war Sängerin in einem Nachtclub, der eine der Männer ihr Freund. Sein Name bedeutete im Französischen so viel wie »Eispickel-Willi«.

Ich hob den Kopf. »Wenn du an die Sängerin denkst, George, dann ist die Antwort ein entschiedenes Nein. Der Groschen ist schon gestern abend gefallen.«

Sein Ton war neidisch. »Du bist verrückt, wenn du lügst. Die Dame ist tödlich.« Er zog seinen Daumen vielsagend über seine Gurgel.

Ich entfaltete den Zettel und ließ ihn lesen. *Essen um neun, und bitte sei pünktlich!* Ilinka hinterläßt nie ihren Namen auf einer Nachricht, bei mir wäre das auch höchst überflüssig.

»Erzähl mir nur nicht, du hättest es noch nicht gelesen«, sagte ich. »Die Dame hat die schönsten Beine von Paris, aber zufällig ist sie bereits neunundsechzig Jahre alt. Also hör endlich auf, dir meinen Kopf zu zerbrechen!«

Er schnaufte. »Bei dem Umgang, den du pflegst, muß schließlich einer auf dich aufpassen.« Er grinste wie die Puppe eines Bauchredners, wobei sich seine untere Gesichtshälfte irgendwie um seine Nase herumschiebt.

»Das kann doch nicht dein Ernst sein«, sagte ich. »Du bist so ungefähr der selbstsüchtigste Mann in der ganzen Stadt.« Wahr ist, daß wir uns auf seltsame Weise als zur selben Familie gehörig betrachteten. Wir hatten Kälte und Hunger miteinander geteilt, und keiner von uns würde das je vergessen. »Wie bist du mit Texier zu Rande gekommen?«

Ich zuckte die Achseln. »Jean-Paul gehört zu den Menschen, die wissen, daß das, was sie gemacht haben, gut ist, und nicht lang und breit darüber reden. Solche Leute gibt es außer ihm und mir nur noch wenige.«

Ich ging durch die Halle und bat Mikhail, ein Gespräch nach London für mich durchzustellen. Das Telefon klingelte, als ich im vierten Stock ankam. Ich schob die Tür mit dem Knie ins Schloß und setzte mich aufs Bett. Joe Hayter, ein alter Haude-

gen und mein Freund, war am Apparat. Joe verläßt seinen Schreibtisch nur zum Schlafen, und auch dann nur widerwillig. »Ross Macintyre«, meldete ich mich. »Würden Sie Misty eine Nachricht auf den Schreibtisch legen?« Dann kam mir ein Gedanke. »Sie ist nicht zufällig im Haus?«

»Das ist der Gipfel!« schrie er mit beißendem Spott. »Wir haben Wochenende, und unser Reporteras fragt, ob seine Gespielin im Haus ist! Wieso sollte sie hier sein, wo Sie nicht hier sind? Wenn das alles ist, was Sie wissen wollten, dann hängen Sie ein und vergeuden nicht das Geld der Firma! Ich hab' zu tun.«

»Ich komme morgen nachmittag, 16 Uhr 30, in Heathrow an. Sie soll mich abholen lassen.« Ich hängte ein, bevor seine Erwiderung mein Trommelfell zum Platzen brachte.

Ich hätte Misty auch in ihrer Wohnung anrufen können, aber das hätte Ärger gegeben. Sie schätzt es nämlich gar nicht, daß ich mit Ilinka zusammen bin, und hätte bestimmt gefragt, was ich treibe. Und ich finde, Lügen macht alles nur komplizierter. Ich hob die Füße aufs Bett und schloß für ein paar Minuten die Augen, in Gedanken bei dem vor mir liegenden Abend. In meinen Augen ist Ilinka die aufregendste Frau in Paris. Sie ist eine große Dame alter französischer Schule, Witwe eines tschechischen Historikers und amüsanter als eine ganze Riege Lido-Girls. Sie hat zwei gewaltsame Umstürze überlebt und ist in einem Lande, das nicht ihr eigenes ist, zu einer Institution geworden. Für sie öffnen sich die Türen auf geheimnisvolle Weise. Die Tatsache, daß sie Kommandeur der Ehrenlegion ist, kommt ihr dabei natürlich zu Hilfe. Ich hatte vor neun Jahren einen Prominentenartikel über sie geschrieben und mich verliebt. Sie war die Mutter, die ich nie gekannt habe, die Gattin, die ich nie gehabt habe, der Maßstab, an dem ich alle anderen Frauen messe. Hinzu kommt, daß sie nicht müde wird, mir zu sagen, aus mir könne noch mal ein Schriftsteller werden.

Die Zimmer in *Gunns Hotel* sind mit Blick auf Frauen eingerichtet. Mein Zimmer hatte hellgraue Wände und einen lavenelblauen Teppich. Ein Farbfernseher paßte genau in eine Wandnische am Fuß des Bettes. Ich schaltete ihn an und ließ ein Bad einlaufen. Die Badezimmer sind eher klein, haben aber einen dicken Veloursteppich und einen Frisiertisch aus

schwarzem Marmor mit kostenlos zu benutzenden Wasserchen und Düften. Einer von Georges korsischen Freunden ist Großhändler in Kosmetika. Ich glitt in die Badewanne und hörte mit halbem Ohr auf die Nachrichtensendung aus dem Nebenzimmer. Die Stimme des Sprechers erklohm plötzlich eine höhere Dringlichkeitsstufe.

Die Affäre Brown machte wieder einmal Schlagzeilen, als Radnor Brown heute am frühen Nachmittag aus dem Krankenhaus des Gefängnisses von Fresnes ausbrechen konnte. Brown, amerikanischer Staatsbürger, stand seit August unter medizinischer Beobachtung und erwartete eine Anklage wegen versuchter Notzucht. Bei einer Routinekontrolle kurz nach dem Mittagessen entdeckten Angehörige des Wachpersonals das Fehlen Browns. An der Mauer um den Gefängnisgarten fanden sie eine Strickleiter. Wie die Ermittlungen ergaben, wurde Brown von Komplizen mit Kleidern und einem Fahrzeug erwartet. Später am Nachmittag wurde ein roter Austin Mini von der Polizei abgeschleppt, der in der Nähe von Chapelle-Noisy herrenlos am Straßenrand stand. Die Nachforschungen der Kriminalpolizei sind in vollem Gange. Zunächst bittet die Polizei den Fahrer eines Renault 16, der zur fraglichen Zeit in der Gegend gesehen wurde, zu einem Informationsgespräch.

Die Worte bohrten sich in meine Lethargie wie eine Fliege in weiche Butter. Ich wickelte mich in ein Handtuch und stapfte ins Zimmer, gerade noch rechtzeitig, um das Foto auf dem Bildschirm zu erhaschen. Die Polizeiaufnahme zeigte ein bebrilltes Gesicht, daß ich nur allzugut kannte. Ich stand da, das Wasser tropfte von meinem Körper auf den Teppich, bis das Foto von einem Film über das Abschleppen des roten Mini verdrängt wurde. Ich hatte das gräßliche Gefühl, daß als nächstes ein Bild von mir auf den Schirm kommen würde. Die folgende Reklamesendung konnte mich nur teilweise beruhigen. Ich zündete mir eine Zigarette an. Die versteckten Andeutungen trafen mich wie Keulenschläge. Ich hatte mich – wie man so schön sagt – der Beihilfe und Mittäterschaft schuldig gemacht und einen Verbrecher der strafenden Gerechtigkeit entzogen. Es lag klar auf der Hand, daß ich jetzt zur Polizei ge-